

Warum ich noch einmal zur Schule ging

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **22 (1951)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-809164>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kinder wohnlich gestalten helfen. Das Heim nimmt Waisen, Halbweisen und Scheidungswaisen auf. Kinder mit normaler Intelligenz und normalen Erziehungsschwierigkeiten bleiben bis zur Konfirmation im Heim.

Nach dem Mittagessen führten uns Mädchen und Knaben einen Reigen und ein Märchenspiel auf. Was wir schon beim Rundgang gespürt haben, zeigte sich auch hier: die Kinder fühlen sich in Beuggen glücklich. Nirgends stiessen wir auf den engen, frömmelnden Geist, vielmehr auf die beglückende Freiheit im Glauben auf den himmlischen Meister.

Wir möchten auch an dieser Stelle Herrn Inspektor Kraft für seine freundliche Aufnahme danken und wünschen ihm und seinen Mitarbeitern Gottes reichen Segen.

A. Schneider.

Erlebtes

(Schluss)

Als wir im Jahr 1904 die Stelle als Hauseltern antraten, übergab uns die Direktion einen grossen *Torschlüssel*. Die Anstalt war ringsum von einem hohen Hag umschlossen, der Haupteingang mit einem grossen, schweren Eisentor abgeschlossen. Nur wer den grossen, und so wichtigen Torschlüssel besass, hatte die Möglichkeit, die Anstalt ohne Kontrolle zu betreten oder zu verlassen. Die Kranken durften nur in Begleitung von Pflegepersonal die Anstalt verlassen oder am Sonntag kleinere Spaziergänge in den nahen Zollikerwald machen. Dorthin wurden auch unsere jährlichen Ausflüge gemacht. Der Fahnenträger mit wehender Fahne voraus, marschierten wir die Forchstrasse hinauf, wo wir im grünen Wald eine Spielwiese besaßen. (Heute ist dieses schöne, stille Gelände fast völlig überbaut.) Bei Spiel, Wurst, Brot und Obst verbrachten wir dort einen frohen Nachmittag. Als wir im Jahr 1911 anlässlich des 25jährigen Bestehens der Anstalt eine Fahrt mit der «*Helvetia*» auf dem Zürichsee machten, war das ein ganz besonderes Erlebnis.

Wie ist das doch so ganz anders geworden im Lauf der Jahre. Der Torschlüssel wurde überflüssig. Das grosse Eisentor beim Haupteingang verschwand und kam zum alten Eisen. Der hohe, düstere Hag machte einem niedern Häglein Platz und die Seitentore, einst so treu gehütet, stehen nun meist Tag und Nacht offen. Am Sonntag machen die Kranken ihre Spaziergänge ohne Begleitung in kleinen Gruppen oder auch allein. Nur unsere Schwächsten werden noch vom Pflegepersonal begleitet. Unsere jährlichen Ausflüge, bald mit der Bahn, bald mit dem Autocar oder mit dem Schiff geben unsern Kranken die Möglichkeit, unserm Vaterland weitherum Besuche abzustatten und unsere Heimat kennen zu lernen.

Dieser grosse Schritt in die *Freiheit* haben wir unserer Direktion und den ärztlichen Bemühungen zu verdanken. Im Jahr 1912 wurde die salzarme Diät eingeführt. Die zahlreichen schweren Anfälle verminderten sich auffällig bei der Einführung des Sedobrols. Durch Untersuchungen in unserm im Jahr 1932 erbauten Laboratorium und durch unermüdliche Forschung durch unsern medizinischen Direktor *Dr. Braun* sind in der Behandlung der Epilepsie weitere grosse Erfolge erzielt worden.

Aber nicht nur das äussere Antlitz der Anstalt hat sich geändert, sondern auch ihr Inneres. Aus dem

Speisesaal verschwanden die Blechteller und -tassen und wurden durch Porzellangeschirr ersetzt. Der gefürchtete vermehrte Verschleiss trat nicht ein. Die Wohnstuben wurden getäfelt und die so prosaischen 4 Bänke und zwei Tische mussten meist heimeligen Eckbänken und Spieltischchen weichen. Die Wände in Korridor und Zimmern erhielten farbenfrohe Anstriche.

Wir suchen unsern Kranken viel Freude und Abwechslung zu bieten. Unser Spiel- und Rauchzimmer im Männerhaus wird an den langen Winterabenden fleissig benützt, während sich unsere Pflegebefohlenen im Sommer unter den schattigen Bäumen bei Spiel und Musik den Feierabend verschönern. Neben Darbietungen von Besuchern aus der Stadt, die uns mit Musik und Gesang frohe Stunden bereiten, kommen auch die Vorführungen von guten Filmen nicht zu kurz. Die Anstalt besitzt einen guten Kino mit Lautsprecher. Auch Weihnachten bedeutet für unsere Kranken ein freudiges Erlebnis, bei dem kleinere und grössere Wünsche zur Erfüllung kommen. Unsere altbekannten Weihnachtslieder ertönen jedes Jahr mit neuer Freude. Unsere täglichen Morgen- und Abendandachten mit Gesang und Gebet verbinden uns zu einer Hausgemeinde.

Schwer ist uns das Einleben in die Arbeit geworden; diese ist uns im Lauf der Jahre aber immer mehr ans Herz gewachsen. Als uns nach mehr als 40-jähriger Wirksamkeit Feierabend geboten wurde, fiel uns der Abschied sehr schwer, und wir sind von Herzen dankbar, dass es uns ermöglicht wurde, in der Nähe unserer, uns so lieb gewordenen Tätigkeit unsern Lebensabend zu beschliessen. In dem von der Anstalt errichteten Neubau an der Bleulerstrasse wurde uns ausgedienten Hauseltern in freundlicher Weise eine schöne Wohnung zur Verfügung gestellt. Wir sind dankbar für alle von unsern Vorgesetzten erfahrene Rücksicht und Anerkennung und für alle Liebe und Anhänglichkeit unserer Pflegebefohlenen.

J. und B. F.

Warum ich noch einmal zur Schule ging

Als ich vor mehr als fünf Jahren mit meiner Frau zusammen die Leitung eines kleinen Erziehungsheims übernahm, da war ich frei von theoretischen Grübeleien, aber voll von Idealismus und Tatendrang. Das war auch nötig, und es blieb zunächst einmal gar keine Zeit für grundsätzliche pädagogische oder psychologische Betrachtungen. Wir waren ein neugebackenes Ehepaar und huldigten der Ansicht, dass unsere langjährige land- und hauswirtschaftliche Praxis sowie unsere reiche erzieherische Erfahrung vollkommen genügten, das Heim recht zu führen, den Kindern Vater und Mutter zu sein und sie an ein geregeltes, einfaches und christliches Leben zu gewöhnen.

Man hatte alle Hände voll zu tun, damit das Heim verschönert werden konnte und die notwendigen baulichen Veränderungen vorgenommen wurden. Meine Frau stand tagelang in der kalten Waschküche, wo man am Morgen zuerst das Eis in den Zübern zerschlagen musste, und sass bis nachts 11 Uhr an der Nähmaschine. Ich putzte jeden Tag «*meine*» Kühlein, trappete den Miststock, rüstete Brennholz, flickte am Haus herum und rechnete zwischenhinein aus, ob das

Haushaltungsgeld wohl ausreichen möchte bis zum Letzten. Kamen dann die Kinder aus der Schule, dann warteten ihrer die Aemtl. Man musste ihre Arbeiten nachsehen und ihnen bei den Schulaufgaben helfen.

Freizeitgestaltung...? Mit wehmütigem Lächeln sprach man das Wort aus.

Dann kam der Frühling, und mit ihm begann eine reiche Arbeit an den steilen Aeckern und im Pflanzblätz. Alles musste helfen. Und alle halfen auch voller Eifer. Das war gut so; denn unsere Kinder sollten arbeiten lernen. Sie mussten sich ja später selber durchbringen.

So ging das fort. Regen wechselte mit Sonnenschein, und es wurde Sommer und Winter. Unsere Sorgenkinder gaben uns mitunter harte Nüsse zu knacken, und plötzlich überraschten sie uns wieder mit besonders erfreulichen Tugenden. Glaubte man, ein Kind jetzt endlich genau zu kennen, dann konnte dieses sich auf einmal wieder von einer ganz anderen Seite zeigen. Man wurde einfach nicht klug. Freilich, oft fand man eine Antwort. Meistens aber musste man sie schuldig bleiben. Man hätte sich überhaupt gerne einmal gründlich alle Wege überlegt, die zur kindlichen Seele führen. Aber man fand keine Zeit dazu, musste zur Tagesordnung übergehen. Die Arbeit war unerbittlich und gewährte kein Ausruhen. Man stand zwar fest und freudig in dieser Lebensgemeinschaft drin und sah wohl das Erhebende der Aufgabe. Aber allmählich wünschte man immer dringender, dies alles einmal aus der Distanz sehen zu können, damit man in Musse über die ungelösten Probleme nachdenken konnte.

Gewiss, wir besuchten die Fortbildungskurse in der Stadt. Man kam auch hie und da zum Lesen. Das half uns viel. Aber es war wie Tischwein, den man so zwischen der Mahlzeit in kleinen Schlücklein nippt. Wenn ich indessen Durst habe, dann genügt mir das Nippen nicht mehr. Und so kam der Tag, an dem ich einsah, dass es so nicht weitergehen könne. Ich sagte mir: «Wenn du solchen Durst hast, dass dein Leben gleichsam in Gefahr ist, dann musst du zur Quelle eilen, halte dich zurück, wer da wolle». Freilich war dieser Ueberlegung die Fragestellung nach der Echtheit des «Durstes» vorangegangen. Dann meldete ich mich zur Teilnahme am B-Kurs der Schule für soziale Arbeit, welcher seit einiger Zeit auch Männer ausbildet.

So kam es, dass ich in einem Alter, in welchem viele meiner Kollegen bereits auf der Höhe ihrer «Karriere» stehen, mich noch einmal auf die Schulbank setzte. Ich hatte zu früh auf meinen Helferwillen und auf meine praktische Erfahrung gebaut. Aber ich merkte dann, dass es damit noch nicht getan ist, und bin heute der festen Ueberzeugung, dass erst durch grundsätzliche und eindringliche Fragestellung, durch lebendigen Gedankenaustausch und durch Vermittlung präzisen Wissens der tiefere Sinn unserer Aufgabe als Helfer realisiert werden kann. Ich weiss auch, dass dies einer Forderung Pestalozzis entspricht.

Allerdings muss ich zugeben, dass es für ein Ehepaar mit Kind keine einfache Sache ist, eine feste Anstellung preiszugeben und ins Ungewisse hinauszuschreiten. Deshalb ist es mein Anliegen, andern meine Erfahrung mitzuteilen, damit sie sich beizeiten auf eine allseitige Ausbildung besinnen können. Sch.

Gewohnheiten

Schon in früher Kindheit, ich erinnere mich lebhaft daran, hatte ich absonderliche Gewohnheiten und wurde deshalb oft ausgelacht. Ich liess aber nicht davon; auch dann nicht, als meine Geschwister törrichten Aberglauben nannten, was ich nicht lassen konnte. Einmal erwischte mich meine verstorbene Schwester, sie hielt mir arglos den rechten Schuh hin, so dass ich erst stutzig wurde, als sie ihn auch noch zuschnürte. Ich zog den Schuh wieder aus, weil ich keinen «Unglückstag» heraufbeschwören wollte. — Ich schlüpfte auch immer zuerst in das linke Hosenbein; immer kam der linke Schuh zuerst an den Fuss, immer hatte der linke Arm das Vorrecht.

Im Konfirmationsunterricht mussten wir viele Lieder aus dem alten Gesangbuch lernen. Diese Verse sagte ich, nur der Gewohnheit folgend, vor dem Einschlafen auf. Dieses war meine liebste Strophe:

*Ich steh in meines Herren Hand
Und will drin stehen bleiben;
Nicht Erdennot, noch Erdenleid
Soll mich daraus vertreiben.
Und wenn zerfällt die ganze Welt —
Wer sich an ihn und wen er hält
wird wohlbehalten bleiben.*

Und wenn ich die Lieder herzusagen vergass, dann kündigte mir beim Erwachen das Gewissen einen schlechten Tag an. Ein Leben lang haben mich diese Lieder begleitet. Aber es wäre ein arger Trugschluss, daraus auf ein besonderes religiöses Empfinden oder auf ein frommes Gemüt zu schliessen. Im Gegenteil! Ich lebte den Tag hindurch nur dem Schönen jeder Art, stand nur der Gegenwart und ihren Reizen offen, so dass meine Abendlieder nicht als Gebet zu werten sind.

Als Jüngling schlief ich in Zürich in einer Mansarde, die kein Fenster und keinen Laden hatte. Der Winter 1902 war so grimmig kalt, dass der Hauch zu Eis erstarrte und beim Erwachen die Woldecke vereist war. Ich war gewohnt die Hände zu falten und in Kopfhöhe zu halten. Der Kälte wegen wollte ich damals diese Gewohnheit aufgeben und behielt sie darum unter der Decke. Doch die neue Haltung liess mich nicht einschlafen: ich konnte nur beten, wie ich es als Kind gelernt hatte. So blieben meine Hände wieder über der Decke und blau und halb erfroren musste ich sie in der Morgenfrühe unter der Decke aufwärmen.

Ja das Beten! Es gab Zeiten, da ich es völlig vergass, oder da ich übermüdet eingeschlafen bin; aber es blieb dennoch mit meinen Gewohnheiten verwachsen, auch wenn ich das Gebet manchmal innerlich ablehnte. Meine Mutter wird mich gelehrt haben, den Tag so zu beschliessen:

*Lieber Gott, mach mich fromm,
Dass ich zu Dir in Himmel komm!*

Das ist eine fast einfältige Gewohnheit geblieben. Als die Jahre kamen, da auch langes Reden mit Gott den Schlaf doch nicht brachte, da gewöhnte ich mir ein Spiel an, das ich einst in einem Büchlein las; es hiess: «Vom guten Schlaf». Es wurde geraten, vor dem Einschlafen gut entspannt, mit etwas hochgezo-